

# MEGA PHON

GENERATIONENGEPRÄCH

Was trennt und  
was verbindet in diesen  
Zeiten?

3.40

50% für die  
Verkäufer:innen



# TOP-TICKET VIA APP KAUFEN

Die kostenlose App „GrazMobil“  
downloaden und das Top-Ticket  
für Studierende bequem am  
Smartphone kaufen.

[holding-graz.at/  
grazmobil](https://holding-graz.at/grazmobil)

*Jetzt  
Graz Mobil  
App downloaden*



**GRAZ**  
HOLDING



## Boomer, GenZ, Gen Alpha –

in Generationen zu denken, gehört heutzutage offenbar zum guten Ton. Je größer der zeitliche Abstand zwischen ihnen, desto unterschiedlicher sind auch ihre Denk- und Sichtweisen. Das könnte man zumindest meinen. Um dieses Klischee genauer unter die Lupe zu nehmen, hat sich eine Redaktion aus Studierenden der FH Joanneum in dieser Ausgabe des Megaphon damit befasst, was Generationen verbindet, was sie unterscheidet und was sie voneinander lernen können.

Früher war alles besser? Heute ist alles Krise? Ist das auch so ein Generationenklischee oder ist da was dran? Um dieser Frage nachzugehen, luden wir zu einem Generationengespräch ein. Dabei sprachen wir mit drei Frauen unterschiedlicher Altersgruppen und Hintergründe über einige der großen Themen, die sie in ihrem Leben beschäftigen. Das müssen aber nicht immer globale Krisen sein.

Um ganz persönliche Herausforderungen geht es in einer anderen Geschichte, für die wir Monika K. getroffen haben. Mit uns sprach sie über ihre Erfahrungen als queere Person in den 80er Jahren und stellte dabei fest, dass es heute einfacher ist, sich offen queer zu zeigen. Als Gesellschaft haben wir aber trotzdem noch einen weiten Weg zu gehen, um ein sicheres Umfeld für alle garantieren zu können.

Beim Thema persönliche Sicherheit geht es für viele auch um die Frage, wer sich um uns kümmert, wenn wir einmal alt sind. Wenn wir nicht mehr in der Lage sind, uns so um uns selbst zu kümmern, wie wir es benötigen, sind wir auf die Hilfe anderer angewiesen. Dabei stellt man sich nur selten die Frage, wie es denen geht, die 24 Stunden am Tag für andere da sein sollen. Um auch die Umstände dieser Menschen aufzuzeigen, haben wir mit 24-Stunden-Betreuer:innen aus verschiedenen Ländern gesprochen, die uns persönliche Einblicke in ihre Lebenssituationen gegeben haben.

Helfer:innen in der Not findet man manchmal ganz unverhofft: Ein Grazer hat für seine Nachbarin eine Vorsorgevollmacht übernommen. Nun trägt er die offizielle Verantwortung für einen Menschen, den er vorher nur flüchtig kannte. Wir haben mit ihm über die Situation gesprochen und warum er sich dieser Aufgabe annimmt.



EDITORIAL VON  
MELISSA KAUSCH UND  
BIANCA KLEIN  
(STUDIERENDE DER  
FH JOANNEUM GRAZ)

COVER-FOTO:  
THOMAS RAGGAM

AUTOR:INNEN-  
ILLUSTRATIONEN:  
LENA WURM



FOLGT UNS  
Das Megaphon ist  
auch im Web aktiv.  
Folgt uns!



QUELLEN

## Zahlen, bitte!

AUFGESCHRIEBEN VON MELISSA KAUTSCH

**57.000** Menschen arbeiten in Österreich als 24h-Betreuer:innen und kümmern sich dabei tagein, tagaus um ihre Patient:innen. Bei den Betreuer:innen handelt es sich überwiegend um Frauen aus Osteuropa. Die Gründe, in Österreich eine solche Stelle anzunehmen, sind einfach: Geld und fehlende Arbeitsmöglichkeiten im jeweiligen Heimatland. Für mehrere Wochen nehmen sie es in Kauf, ihre Familien und Freund:innen nur via Videocall zu sehen, Freizeit de facto komplett aufzugeben und den größten Teil ihrer Zeit mit der Person zu verbringen, die sie betreuen.

> 50%

der Menschen über 60 Jahren geben laut Statistik Austria an, sich gesundheitlich „sehr gut“ oder „gut“ zu fühlen. Das widerspricht dem verbreiteten Bild vom Alter als Lebensphase der Schwäche und des Gebrechens und zeigt, dass aktives und gesundes Altern längst keine Utopie mehr ist, sondern sich durch moderne Medizin und ein gesundes Leben verwirklichen lässt.

43,6

Jahre ist das Durchschnittsalter der Menschen in Österreich – Tendenz steigend. 2001 lag das Durchschnittsalter noch bei etwa 40 Jahren. Gründe für diesen Anstieg des Alters liegen unter anderem in den Fortschritten der Medizin.

64,7

Jahre beträgt die gesunde Lebenserwartung bei Frauen. Bei Männern liegt sie um ca. 1,5 Jahre darunter. Die gesunde Lebenserwartung bildet ab, wie viel Zeit ihres Lebens eine Person, die heute geboren wird, im Schnitt in guter Gesundheit verbringen wird. Vorausgesetzt, sie wird auch gesund, ohne chronische Krankheiten, geboren. Dieses Konzept erweitert also jenes der Lebenserwartung, indem es auch die Entwicklung von Mortalität, Morbidität und Beeinträchtigung in Betracht zieht. Es schätzt die Wahrscheinlichkeit ein, ob mit dem Gewinn an gewonnenen Lebensjahren ein längeres Leben in guter Gesundheit einhergeht.

**3** Generationen wohnten früher üblicherweise unter einem Dach. In seltenen Fällen waren es sogar 4. Doch das Mehrgenerationenwohnen ist ein Auslaufmodell und wird immer seltener.

Es gibt aktuell einige Ideen und Modelle für alternative Wohnformen, die das Zusammenleben über verschiedene Altersgruppen hinweg wieder populär machen wollen, da es viele Vorteile bringt.

570.000

Menschen in Österreich fühlen sich häufig einsam, fand eine gemeinsame Studie der Caritas und des SORA-Institutes heraus. Gerade ältere Menschen sind davon häufig betroffen. Körperliche Einschränkungen, finanzielle Probleme und der Wandel der familiären Strukturen können Ursachen dafür sein. Über einen längeren Zeitraum kann Einsamkeit zu einer großen Belastung für die Psyche werden. Ein neues Hobby oder das Ausüben einer ehrenamtlichen Tätigkeit können dabei helfen, sich die Zeit zu vertreiben und nebenbei die Einsamkeit zu bekämpfen.

## Warum Velofood?

halbe  
Liefergebühr  
mit Code  
„Megaphon“\*

velofood

Restaurant  
verpackt  
nachhaltig

Bot:innen  
liefern unter  
fairen  
Arbeitsbedingungen  
und nur  
per Fahrrad

klassische  
Lieferservices

Restaurant  
verpackt,  
wie es kann

Investoren  
naschen mit

Bot:innen  
liefern mit Rad,  
Moped, Scooter,  
Auto usw.

aus Graz,  
für Graz.

\*1x pro Nutzer einlösbar

~ 20.000

Euro – so viel fehlt dem Megaphon seit Juli. Ohne euch steht das Straßenmagazin und Soziale Initiative in Zukunft vor dem Aus.

**Jetzt spenden:**





## Lautsprecher



↑  
CLAUDIO  
NIGGENKEMPER – In  
der Steiermark kürzt die  
Landesregierung u.a. bei  
Integration, Antidiskriminierung  
und queeren Anlaufstellen.  
Transkript: Elif-Malena Kemaoglu

### Freitag, der 13.

Ein Tag des Aberglaubens. Höhere Mächte, die Unheil bringen, Gefahren, die auf einen lauern. Besser, man verlässt das Haus nicht. Und wenn dann noch eine schwarze Katze von rechts kommend die Straße kreuzt, ja dann ist es ein Tag zum Vergessen. Nur, dass in diesem Fall die Katze nicht schwarz, sondern blau daherkommt.

Makaberer hätte der Zeitpunkt kaum sein können, den sich die steirische Landesregierung ausgesucht hat, um zahlreichen Sozialträgern und Anlaufstellen eine unscheinbare E-Mail ins Postfach zu legen. Rechtspopulistisch, in Teilen rechtsextrem, extrem rechts – kein Wunder also, dass das, was passiert ist, eben genau so passiert ist.

Am Freitag, dem 13. Juni, erhielten unzählige steirische Sozialorganisationen Rückmeldungen zu ihren Förderansuchen. Viele dieser Bescheide enthielten drastische Kürzungen – teils sogar die komplette Streichung der Landesmittel. Schätzungsweise 40 Organisationen sind betroffen: durch den Wegfall der Inflationsanpassung, durch die Absage geplanter Projekte oder durch den vollständigen Stopp der Förderung

ab 1. Juli 2025. Für einige bedeutet das den wirtschaftlichen Totalausfall. Am härtesten trifft es dabei jene, die auf diese Unterstützung angewiesen sind.

Die Information kam spät, zu spät – zum letztmöglichen Zeitpunkt. Das wirkt beim besten Willen nicht zufällig. Wer erst wenige Wochen vor dem Förderstopp erfährt, dass die Finanzierung wegbricht, hat kaum Handlungsspielraum.

Daniela Grabovac, Leiterin der Antidiskriminierungsstelle, spricht von einer bewussten Entscheidung gegen das Engagement für marginalisierte Gruppen. Der Wegfall von 90 Prozent der bisherigen Förderung bedeute das vorläufige Ende einer Institution, die für viele Menschen oft die einzige Anlaufstelle war. Joe Niedermeyer von den RosaLila PantherInnen bringt es auf den Punkt: „Was neu ist, ist, dass das ohne ein Vorgespräch, ohne eine Vorwarnung kommt.“ Normale Kündigungsfristen gebe es schließlich auch – nur hier erfahre man zwei Wochen vorher, dass kein Geld mehr da sei.

Ohne Planungssicherheit entsteht Chaos. Doch inmitten dieser politischen Erschütterung entstand auch Solidarität. Über 2000 Menschen versammelten sich unter dem Hashtag #steiermarkretten, um gegen die angekündigten Kürzungen zu protestieren. Bisher allerdings ohne sichtbare Wirkung.

Das Vorgehen der Landesregierung folgt einem bekannten Muster. Kürzungen im Sozialbereich dienen keinem realen Sparziel, sondern einer politischen Inszenierung. Vorreiter sind die USA unter Trump – die Konsequenzen: soziale Not, Wut, Gewalt und am Ende Mehrkosten. Was Fachleute längst wissen: Eingespart werden nicht Mittel, sondern Strukturen, Menschen, Möglichkeiten.

Doch hier geht es um mehr als Zahlen im Landesbudget. Es geht um ein Sicherheitsnetz, das jede:n betreffen kann. Wer heute meint, solche Angebote nicht zu brauchen, kann morgen darauf angewiesen sein – nach einem Jobverlust, einer Krankheit, einem Schicksalsschlag. Aber was, wenn dann nichts mehr da ist?

Soziale Sicherheit ist kein Luxus für andere, sondern ein Grundpfeiler unserer Gesellschaft, von dem wir alle profitieren – heute oder morgen.

## Lautsprecherin



↑  
JULIA REITER begleitet  
das Megaphon schon fast sein  
halbes Leben lang voller Leiden-  
schaft. Ab 2012 als Koordinatorin  
der MegaphonUni, seit 2020  
als Redakteurin und nun als Co-  
Redaktionsleiterin.

### Die Kraft im Kollektiven

„Das, was ihr macht, ist so wertvoll. Euer Engagement für soziale Themen – Themen, die viele gar nicht mehr wahrnehmen ...“ Die Buchstaben verschwimmen, noch während ich sie lese. „Das Megaphon und alle anderen Organisationen müssen weiterleben.“ Der Ventilator wirbelt heiße Luft durchs Redaktionskammerl. Umso kühler der Effekt meiner Tränen.

Wie viele meiner Kolleg:innen befinde ich mich seit Wochen auf einer emotionalen Achterbahn, für die ich nie ein Ticket lösen wollte. Corona, Inflation, der Rückgang der Printmedien ... Und jetzt Sozialkürzungen – zum denkbar ungünstigsten Zeitpunkt.

„Du hast dreingeschaut, als würde die Welt untergehen“, höre ich, nachdem wir von den Kürzungen erfahren. Und genauso fühlt es sich für einen Moment auch an. Seit 13 Jahren bin ich beim Megaphon. Wenn mich jemand fragt, ob ich mich schon nach Alternativen umschaue, antworte ich klar: Nein. Das Megaphon

ist meine berufliche Heimat. Es spiegelt meine Überzeugungen wider. Und Nachrichten wie die oben zeigen: Ich bin damit nicht allein. Unterstützung kommt von überall: Kolumnist:innen schreiben gratis. Meine Therapeutin wirft am Ende der Einheit – in der es viel ums Megaphon ging – ihr Honorar in den Spendentopf. Menschen hängen unsere Flyer in ihren Büros auf. Täglich trudeln Überweisungen von Illustrator:innen, Fotograf:innen, Freund:innen, Familie ein.

Erstmal: Von Herzen DANKE! Und: Ja, ich finde es ungerecht, unser Umfeld um Hilfe bitten zu müssen, um politisches Versagen abzufedern. Der Erhalt einer sozialen Institution sollte nicht vom Gewissen meiner Großeltern abhängen. Gleichzeitig berührt mich diese Welle an Solidarität täglich aufs Neue. „Wir sollten unseren Fokus mehr auf diese positiven Begegnungen legen“, sagte meine Therapeutin zuletzt. Im Gemeinschaftlichen liegt Kraft. Und die bringt uns in der Achterbahn auch wieder nach oben.

“ Um ehrlich zu sein, fällt mir kein guter Grund ein, das Megaphon nicht zu kaufen. Es verkörpert (oder besser verzeitungt) so viel, an das ich glaube und was ich für richtig halte. Man kann Menschen auf eine sinnvolle Art helfen und bekommt dafür auch noch gute Texte: Win-win-Situation!“

Paula Winkler, 14 Jahre

→  
Spende jetzt auch du und unterstütze unsere soziale Initiative und unsere 270 Verkäufer:innen. Einfach nebenstehenden QR-Code scannen.



# MEGAPHON BRAUCHEN WIR!

#soziallandretten

Megaphon  
unterstützen!





# „Hoffnung klingt nach Naivität, aber es ist eigentlich harte Arbeit.“



TEXT: JUDITH HOHL  
UND EVA DERLER

FOTOS:  
THOMAS RAGGAM

Was trennt und was verbindet? Drei Frauen aus unterschiedlichen Generationen in einem Gespräch über Krisen, Hoffnung und das Miteinander in herausfordernden Zeiten.

Ein Wohnzimmer am Stadtrand von Graz; Möbel aus dem vorigen Jahrhundert und Gemälde von Vorfahren an der Wand. Was wie ein Blick in vergangene Zeiten wirkt, ist an diesem Tag der Ort eines Gespräches im Hier und Jetzt. Eine ältere Dame sitzt auf dem Sofa und unterhält sich mit einer etwas jüngeren neben ihr. Nun schauen beide auf einen Laptop, der auf einem kleinen Tisch vor ihnen steht, und sprechen mit der jungen Frau, die sich aus Wien zugeschaltet hat. Was im ersten Moment nach einem gemütlichen Familientreffen aussieht, ist in Wahrheit ein generationenübergreifender Austausch. Autorin und Altersforscherin Rosemarie Kurz (89), Künstlerin Irina Karamarkovic (46) und die freie Journalistin und Aktivistin Marlene Seidel (24) teilen ihre Erfahrungen und Zukunftsperspektiven zum Thema Krisen. Mal sehen, was sie voneinander lernen können.

**Megaphon: Zu Beginn die Frage in die Runde: Was löst das Wort „Krise“ in Ihnen aus?**

→ Rosemarie K.: Ich mag das Wort „Krise“ nicht. Ich habe lieber direkte Ausdrücke als globale Zusammenfassungen. Was passiert jetzt auf der Welt, was tangiert mich, was stört mich und was erheitert mich? So viel ist in dem Wort „Krise“ drinnen.

→ Irina K.: Ich bin da sehr pragmatisch veranlagt. Wenn ich das Wort „Krise“ höre, denke ich zuerst daran, was konkret zu tun ist – eine Art Troubleshooting-Mentalität. Meine erste Assoziation war daher etwas Alltägliches. Wie viele andere erlebe ich mittlerweile mehrere Krisen täglich, was rasch zu einer Überforderung führen kann, denn ich kann nicht alles lösen. Ich kann Kriege nicht beenden, nicht unmittelbar den Protestierenden in den USA und in Serbien helfen. Und selbst in Graz stoße ich an Grenzen, wenn soziale Förderstrukturen wegbrechen und Projekte und Initiativen gekürzt werden, die Menschen dringend brauchen.

→ Marlene S.: Für mich ist das Wort „Krise“ allgegenwärtig. Es wird ständig verwendet und es ist mittlerweile alles sofort eine Krise.

Ich glaube, das führt auch dazu, dass wir ein bisschen abstumpfen. Bei mir persönlich löst das Wort „Krise“ auch immer einen Handlungsdrang aus. Es gibt eine Krise, aber was sind die Lösungen dafür? Es ist eine schwierige Abwägung: Man hat vielleicht Angst davor, aber gleichzeitig sollte es einen nicht lähmen und abhalten, einen kleinen Schritt selbst beizutragen, damit sich die Krise löst.



IRINA KARAMARKOVIC wurde 1978 in Priština (Kosovo) geboren. Ehrenamtliches Engagement liegt der Künstlerin und Kulturwissenschaftlerin sehr am Herzen. Die 46-Jährige engagiert sich für feministische Entwicklungspolitik sowie für die gesellschaftliche und politische Teilhabe von Menschen mit Migrationsgeschichte. Sie ist Vorsitzende des Migrant:innenbeirates der Stadt Graz und Obfrau des Women\*s Action Forums.

→ Irina K.: Apropos Abstumpfung – ich denke, als Gesellschaft sind wir bereits an einem Punkt, an dem uns vieles kaum noch berührt. Ein Teil des Problems liegt in der fehlenden politischen Bildung. Viele Menschen wissen nicht, was in ihrem Namen politisch entschieden wird. Dabei wäre es essenziell, informiert zu sein. Genau hier stoßen wir auf das nächste Dilemma: welche Informationen wir in Zeiten algorithmisch gesteuert Kommunikation bekommen.

→ Marlene S.: Das hat sich in den letzten Jahren auch sehr stark verändert. Die Menschheit ist mittlerweile extrem überflutet von einer wahnsinnigen Anzahl an Informationen. Es ist einerseits gut und wichtig, dass wir über globale Themen Bescheid wissen. Aber wir sind auch nur Menschen und können nur eine gewisse Anzahl an Informationen verarbeiten. Man kann nicht jede Krise ins eigene Herz reinpacken und sagen: Darum kümmere ich mich auch noch.

#### Ab wann nehmen Sie eine Krise als solche wahr?

→ Irina K.: Nehmen wir zum Beispiel die Demokratiekrise: Für mich beginnt eine Krise dort, wo unsere demokratischen Rechte und die gelebte Teilhabe infrage stehen. Dass rund ein Fünftel der Menschen mit Hauptwohnsitz in Österreich nicht wählen darf, das ist kein bloßer Mangel, sondern ein strukturelles Demokratiedefizit – und somit eine dauerhafte Krise. Doch nicht jede Krise ist per se negativ. Sie kann auch ein Ausgangspunkt für Veränderung sein. Denn erst, wenn eine Krise unbeachtet bleibt und zur Normalität wird, wird sie gefährlich.

→ Marlene S.: Da möchte ich noch kurz einhaken, dass Krisen auch oft Momente sind, die aufzeigen, wo Probleme sind, die es schon länger gibt. Ein Beispiel: Demokratie. Man denkt immer: „Ist schon nicht so schlimm.“ Aber irgendwann werden Auswirkungen spürbar und führen zu Eskalationen, wie Rechtsruck oder politischer Exklusion.

→ Rosemarie K.: Aufgrund meines Alters habe ich multiple Krisen erlebt und überlebt. Deswegen ist für mich dieses Wort anders konnotiert. Aber es geht um das, was passiert. Ich habe zu Beginn der Jugoslawienkriege eine junge Bosnierin zu Hause aufgenommen. Damals habe ich auch eine Zeitschrift herausgegeben und einen Aufruf in Schulen gestartet, Kindern in Kriegsnot zu helfen. Daraus hat sich ein Flächenbrand der Liebe entwickelt. Hilfspakete wurden gesammelt und im Keller der ÖH Uni Graz gelagert, bis sie von einem Lastwagen nach Osijek (Kroatien) gebracht wurden.

**Wir sitzen heute in einer Gesprächsrunde, in die Marlene Seidel über eine Videokonferenz zugeschaltet ist. Durch die Covid19-Pandemie ist diese Form der virtuellen Kommunikation zur Normalität geworden. So hat diese Krise bis heute ihre Spuren hinterlassen. Was ist bei Ihnen von Krisen der Vergangenheit übrig geblieben?**

→ Rosemarie K.: Ich bin das Kind von aktiven Nationalsozialist:innen, die seit 1933 aktiv mit aufgebaut haben, dass dieser Horror entstehen konnte. Ich war so ein richtiges Nazi-Kind und habe gar nichts anderes gekannt. Als der Krieg vorbei war, habe ich miterlebt, wie die Nationalsozialist:innen nach 1945 bestraft wurden. Ich habe nicht verstanden wieso, aber mir ging es schlechter als allen anderen Kindern und ich wurde beschimpft. Diese Situation hat mich stark geprägt und mir gezeigt, wie sich etwas total ändern kann. Ich habe natürlich die nationalsozialistische Zeit aufgearbeitet und habe inzwischen ein klares Bild davon, was passiert ist. Ich habe auch Demokratie gelernt, obwohl für mich Diktatur das Normale war. So bin ich als Kind aufgewachsen. Und das möchte ich wirklich ganz klar sagen: Die heutigen Rechten, das sind in meinen Augen in erster Linie Enkel und Ur-enkel der ehemaligen Nationalsozialisten, die nichts dazugelernt haben und die weiterhin sagen: „Das war eine großartige Sache.“



→ Irina K.: Ich komme aus einer sehr liberalen, antifaschistisch geprägten Familie – und aus dem Kosovo. Das bedeutet: Ich bin mit Krisen groß geworden. Für mich sind Krisen kein Ausnahmezustand, sondern etwas, das mein Leben von Anfang an begleitet hat. Wichtig ist: Krisen betreffen nicht alle Menschen gleich. Viel hängt vom Startpunkt im Leben ab. Das darf in gesellschaftlichen Debatten über Krisen nicht vergessen werden.

→ Marlene S.: Ich muss vorweg sagen, dass ich persönlich noch nie wirklich eine Krise durchlebt habe und eine privilegierte Kindheit hatte und ich mir dadurch nicht anmaßen möchte, mich mit Menschen zu vergleichen, die Krisen selbst durchleben mussten. Ich habe mich aber sehr mit der Klimakrise beschäftigt und das hat einen starken Einfluss auf mein Leben. Ich denke in fast jeder Entscheidung meines Lebens nach, wie ich selbst mit der Klimakrise gut umgehen und auch andere überzeugen kann. Wenn wir uns nicht aktiv verändern, wird sich alles verändern.

#### Welche persönlichen Strategien haben Sie im Umgang mit herausfordernden Zeiten und wo schöpfen Sie Hoffnung?

→ Rosemarie K.: Ich glaube, dass es notwendig ist, seine eigene Realität wahrzunehmen. Dass man sich dieser Situation stellt und über seine persönliche Verantwortung nachdenkt. Da meine Enkelkinder sehr klimabewusst sind, habe ich mein kleines Auto abgegeben. Das war für mich ein großer Verlust, weil ich am Rande der Stadt wohne. Ich kenne auch sehr viele Menschen meines Alters, die diese kleinen Schritte fürs Klima gehen und dadurch einen Umgang mit diesem Thema finden.

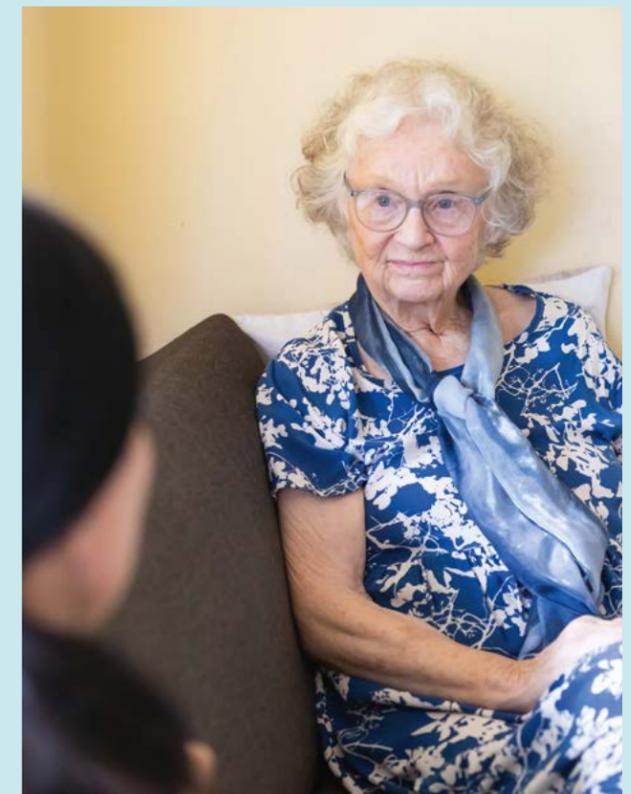
→ Irina K.: Was mir Kraft gibt, sind meine Netzwerke – Menschen, mit denen ich mich solidarisieren kann. Dieses gegenseitige Unterstützen, das echte gelebte Miteinander, ist für mich essenziell. Ohne diesen sozialen Rückhalt wäre ich oft verloren – oder manchmal sogar verzweifelt. Gerade in Zeiten



MARLENE SEIDEL wurde 2001 in Wien geboren. Bereits mit 17 Jahren engagierte sich die heute 24-Jährige fürs Klima und war Mitinitiatorin von Fridays for Future Graz. Mittlerweile studiert die freie Journalistin und macht ihren Master in „Economic Policies for the Global Transition“ in Wien und Paris. Wenn sie nicht gerade im Podcast „Wie weiter“ über gesellschaftspolitische Themen spricht, macht sie in ihrer Freizeit gerne Musik.



ROSEMARIE KURZ wurde 1936 in Donawitz geboren. Sie begann in der Pension ein Studium und promovierte zur Doktorin der Philosophie im Studienfach Geschichte. Bis 2016 war sie Referentin für Generationenfragen der ÖH Uni Graz. Aktuell ist die 89-Jährige ehrenamtlich im Universalmuseum Joanneum und im Geriatrischen Gesundheitszentrum/Haus Esther tätig. Episoden aus dem Leben von Rosemarie Kurz können im Buch „Unruhestand! Gelassener werde ich nie“ nachgelesen werden.





wie diesen ist es heilsam zu spüren: Ich bin nicht allein. Dieses Gefühl des Zusammenhalts möchte ich weitertragen, weil es mir selbst am meisten Halt gibt.

→ **Marlene S.:** Zum Thema Hoffnung: Ich finde, Hoffnung klingt nach Naivität, aber es ist eigentlich harte Arbeit. Es ist für mich eher eine Haltung, die mir ermöglicht, ins Handeln zu kommen. Wer nicht daran glaubt, dass wir eine bessere Zukunft erreichen können, der ist gefangen in einer Lähmung und es braucht Hoffnung, um weitermachen zu können. Sie haben ja schon Zusammenhalt angesprochen und ich glaube, dass es eine Balance braucht zwischen aktivem Handeln, aber auch das Leben genießen zu können. Denn ich bin auch nur ein Mensch und es liegt nicht die gesamte Verantwortung in meinen Händen.

#### Was können Generationen in Bezug auf Krisen voneinander lernen?

→ **Marlene S.:** Es ist einfach etwas anderes, wenn man schon mehrere Jahrzehnte auf diesem Planeten gelebt hat und auch schon multiple Krisen mitbekommen hat. Ich glaube, wir können viel lernen in Bezug auf Resilienz. Und dass man dranbleibt und mutig ist, aufzustehen. Die junge Generation bringt frischen Wind rein, weil sie neue Probleme sieht und vielleicht ein bisschen radikaler ist. Weil sie sich denken: So kann es nicht weitergehen.

→ **Rosemarie K.:** Jetzt mit meinem Alter bin ich dabei, etwas von den Jungen zu lernen, und hin und wieder gebe ich dann Contra. Dieses Voneinander-Lernen hängt davon ab, inwieweit ich zuhören kann und will.

→ **Marlene S.:** Es ist vielleicht nicht nur eine Frage der Generation, sondern eben auch, welche Haltung oder welchen Charakter man hat. Es ist ultrawichtig, nicht in den eigenen Echokammern zu bleiben, egal mit welchen Altersgruppen man sich umgibt. Aber ich habe schon das Gefühl, dass der Informationsaustausch anders ist, wenn ich mit Menschen aus anderen Generationen spreche.

→ **Marlene S.:** Darf ich noch eine Frage in die Runde stellen? Ich habe manchmal das Gefühl, die Zeit momentan ist die krisenbehaftetste überhaupt und es kommt so viel zusammen: Krieg, Klima, Teuerung und Rechtsruck. Wie nehmen Sie das wahr?

→ **Rosemarie K.:** Ja und nein. Ich finde schon, dass jetzt sehr viel gleichzeitig passiert. Der andere Punkt ist, dass ich das nur deswegen wahrnehme, weil ich Medien konsumiere, also Fernsehen, das Digitale und so weiter. Das habe ich vor 20 Jahren noch nicht gemacht. Das heißt, es könnte sein, dass es momentan mit Trump, Putin und Musk eine Gruppe von Männern gibt, die diese Krisen produzieren.

→ **Irina K.:** Ich würde dem zustimmen. Ich habe in meinem Leben bereits viele Krisen erlebt – die jugoslawischen Kriege, gesundheitliche Herausforderungen, persönliche Verluste. Und doch empfinde ich die jetzige Zeit als besonders belastend. Es scheint, als kämen viele große Themen gleichzeitig auf uns zu: Krieg, Klimakrise, soziale Ungleichheit, demokratische Rückschritte. Es wird zunehmend schwieriger, Hoffnung zu bewahren – und trotzdem versuche ich, sie nicht zu verlieren.

#### Abschließend: Wie sieht Ihr Blick in die Zukunft aus?

→ **Marlene S.:** Ich muss sagen, ich bin nicht besonders optimistisch. Aber ich glaube, dass wir auch eine gewisse Verantwortung tragen, trotzdem Hoffnung zu haben. Nur dadurch ist es möglich, sich weiter dafür einzusetzen, dass die Zukunft besser wird.

→ **Rosemarie K.:** Mir erscheint es wichtig, auf kleinem Terrain das Miteinander der Menschen zu stärken.

→ **Irina K.:** Widerstand ist für mich der Weg in die Zukunft. Es braucht eine entschlossene Stärkung politischer Bildung und demokratischer Kultur – nicht als leere Floskeln, sondern als gelebte Realität. Was ich mir wünsche, ist, dass wir Frieden nicht nur fordern, sondern ihn auch im Alltag aktiv leben.

→ **Marlene S.:** Ich finde es auch wichtig, trotz allem sensibel zu bleiben und weiterhin zuzulassen, dass man fühlt, was alles passiert, und es nicht in die Distanz schiebt. Sondern, dass man trotzdem einen Teil der Verantwortung übernimmt und etwas gegen Missstände tut.

→ **Rosemarie K.:** Und von Ihnen, Marlene, habe ich gelernt, dass das Wort Hoffnung ein wichtiges ist. Auch in der heutigen Zeit.

→  
JUDITH HOHL  
berichtet über Krisen, weil es  
einfacher ist, darüber zu schreiben,  
als Lösungen zu finden.



→  
EVA DERLER  
übt nun fleißig, Hoffnung zu  
bewahren, auch wenn es nicht  
immer so leicht ist.



Fotos: Lukas Beck

**Thomas Brezina** ist einer der erfolgreichsten österreichischen Autoren mit über 620 Büchern in 35 Sprachen. Bekannt wurde er mit der „Knickerbocker-Bande“ und „Tom Turbo“. Der „Romy“-Preisträger lebt derzeit mit seinem Partner Ivo und Hund Joppy in Wien und London. Brezina ist nicht nur kreativ tätig, er engagiert sich auch karitativ.



INSTAGRAM  
@thomasbrezina

# 3 Fragen an

→ **Thomas Brezina**

→ **1**  
Wenn du eine beliebige Person auswählen könntest: Wen würdest du gerne bei einem gemeinsamen Essen kennenlernen und warum?

Mir wäre am liebsten zuerst kennenlernen, reden, dann essen. Charles Dickens würde mich sehr interessieren. Für mich ist er einer der größten Geschichtenerzähler aller Zeiten, mit großer Haltung und Liebe zum Publikum. Viele seiner Romane sind damals im 19. Jahrhundert als Fortsetzungsgeschichten in seinem Magazin „All the Year Round“ erschienen.

→ **2**  
Wenn du morgen mit einer Superkraft aufwachen würdest, welche wäre das? Und wofür würdest du sie einsetzen?

Ich würde gerne fliegen können wie ein Vogel. Erstens um die Welt von oben zu sehen und zweitens um schnell und umweltfreundlich von einem Ort zum anderen zu gelangen. Auch auf kurzen Strecken.

→ **3**  
Was ist Gerechtigkeit für dich? Wenn die gleichen Regeln, Grundsätze und Gesetze im Leben für alle Menschen gleich gelten. Die Realität sieht aber leider oft anders aus.



# → Hand in Hand durch die Herrengasse – eine queere Geschichte



TEXT: ROSA GIEROMETTA  
UND LENA MATUSCHIK

ILLUSTRATIONEN:  
KAROORH.COM

Queer, oida!? Die queere Szene in Österreich wird oft mit jungen, extrovertierten Menschen und bunten Pride-Paraden assoziiert. Doch wie leben queere Personen, die ihren Platz in den jungen und glitzernden Communities nicht wirklich finden? **Monika**, 59, erzählt ihre persönliche Geschichte.

Monika K. war 14 Jahre alt, als sie sich zum ersten Mal in eine Schulkollegin verliebte. Was Lesbisch-Sein bedeutet, verstand sie damals nicht. „Was ich wusste, war, dass es etwas ganz Schlimmes ist, so ist das in meiner Familie besprochen worden.“ Als sie dann zum ersten Mal die Jugendzeitschrift BRAVO einer Freundin las, erfuhr sie, dass so etwas wie Homosexualität überhaupt existiert. Aufklärung gab es für sie damals nicht, weder zuhause noch in der Schule. Doch genau im Schulunterricht müssen ihrer Meinung nach diese Themen Platz finden, davon ist sie heute überzeugt.

## Sexualität als Tabu

Gemeinsam mit ihren drei Geschwistern wuchs sie in einer religiösen Familie am Land auf. „Meine Oma hat mich sehr geprägt“, erzählt sie bei einem Gespräch im Stadtpark, während langsam dunkle Wolken aufziehen. Sexualität, egal in welche

Richtung, galt als Tabu und diente nur der Fortpflanzung. Passend zu diesen Narrativen wurde Homosexualität oft mit Pädophilie in Verbindung gebracht, wodurch sich Monikas negative Einstellung nur verstärkte.

Als Monika fünf Jahre alt war, wurden unter Bruno Kreisky homosexuelle Handlungen zwischen Erwachsenen in Österreich erstmals straffrei. Das war ein wichtiger Meilenstein, besonders nach der massiven Diskriminierung, der Verfolgung und Ermordung von Homosexuellen im Nationalsozialismus.

Für Monika war als junge Frau aber klar: „Entweder ich höre auf zu leben oder ich verstecke das so tief in mir, dass es nie irgendjemand auch nur ansatzweise ahnen könnte.“ Erst mit 35 Jahren vertraute sie sich zum ersten Mal einer Freundin an. Mit der Zeit begann sie, sich Bücher zu dem Thema zu besorgen, darunter jedoch einige, in denen es um die Heilung von Homosexualität ging.

## „Das erste Mal, dass es wirklich stimmt.“

Mit 45 Jahren traute sie sich schließlich, den jährlich vor der Pride-Parade stattfindenden Gottesdienst zu besuchen. Monika war berührt von den vielen Menschen, Alt und Jung, die dort offen zu ihrer Sexualität stehen und gleichzeitig ihren Glauben ausleben. „Die Pride am nächsten Tag war total verregnet, aber das war okay“, erzählt sie lächelnd. Irgendwann öffnete sie sich gegenüber ihrer Therapeutin, die sie dazu ermutigte, Online-Dating auszuprobieren. Bald lernte sie ihre erste Freundin kennen. „Da habe ich mit jeder Zelle gespürt: Jetzt bin ich 53 und es ist das erste Mal, dass es wirklich stimmt.“ Etwa zur gleichen Zeit, 2019, dürfen gleichgeschlechtliche Paare in Österreich erstmals heiraten.

Ihr Coming-out war für Monika ein Wendepunkt. „Wenn ich es auslebe, dann möchte ich es nicht geheim halten und mit der Frau an meiner Seite Hand in Hand durch die Herrengasse gehen“, erklärt sie, während sie sich die Regentropfen von der Stirn wischt, die nun vom Himmel prasseln.

Nach einem eiligen Szenenwechsel ins Trockene ist sie heute hörbar stolz auf ihren Weg: „Ich musste über mich selber nachdenken, all meine Einschränkungen anschauen, meine falschen Glaubenssätze. Ich hatte das Gefühl, es gibt zwar einen äußeren Rahmen – die Monika, die jeder kennt. Aber da drinnen gibt es etwas ganz Dunkles, das keiner kennen darf.“ Erst als ihr Vater verstarb, outete sie sich, mit ihm sei ein Stück Angst gegangen. Mit ihrer Mutter und ihren Geschwistern geht sie heute offen mit ihrer Identität um und pflegt, gemeinsam mit ihrer Freundin, ein gutes Verhältnis zu ihrer Familie.

## Kahlschlag für soziale Organisationen

Inzwischen ist sie 59 Jahre alt und arbeitet als Diplom-Sozialbetreuerin in der Betreuung für Menschen mit Behinderung. Mit Besorgnis blickt sie auf aktuelle Entwicklungen und steigende Diskriminierung, denen queere Personen gegenüberstehen. „Das kommt nicht von einem hohen Ausländeranteil, sondern aufgrund der vermehrten Hetze und politischen Spaltung, leider auch in Österreich“, meint sie.

Organisationen, die gegen Diskriminierung und Hass kämpfen, stehen aktuell mit den Budgetkürzungen der blau-schwarzen Landesregierung vor großen Herausforderungen. Davon betroffen sind unter anderem die Antidiskriminierungsstelle, die AIDS-Hilfe Steiermark oder die RosaLila PantherInnen. Ab 1. Juli wurden Förderungen radikal gekürzt, teilweise sogar auf null gesetzt. Nur zwei Wochen vor Inkrafttreten hat



die Abteilung 11 – Soziales, Arbeit und Integration des Landes Steiermark die betroffenen Organisationen per E-Mail darüber informiert. Daniela Grabovac von der Antidiskriminierungsstelle erklärt in einer spontanen Pressekonferenz: „Wir können ab 1. Juli keine Beratungen mehr leisten. Wir können Menschen nicht zum Gericht begleiten und keine Hasspostings mehr melden.“ Die RosaLila PantherInnen, die auch Monika K. auf ihrem Coming-out-Weg begleiteten, bezeichnen die Kürzungen von 40.000 Euro als „existenziellen Einschnitt“.

„Alles, was Fördergelder für Kultur, Communities und Antidiskriminierung angeht, wird gestrichen. Das sehe ich als sehr bedenklich an“, findet auch Monika.

## Mehr Sichtbarkeit

Manchmal besucht Monika einen Stammtisch für queere Personen in ihrem Alter. Auch, wenn das Bunte und Laute für sie schön ist, findet sie, dass es vielfältigere Repräsentation braucht. „Alltag, Familie, Dorfleben, Vereinsleben, da würde ich mir insgesamt mehr Sichtbarkeit wünschen.“

Am Ende plädiert Monika für Offenheit: „Offen sein dafür, dass mein Gegenüber anders sein kann als ich. Dass auch bei jemandem, den ich gut kenne, plötzlich etwas sichtbar wird, womit ich nicht gerechnet habe.“ Das Wichtigste für sie: „Das kann nur in der Gemeinschaft funktionieren, weil wir alle aus verschiedenen Kulturen kommen, aus Stadt oder Land, aus verschiedenen sozialen Schichten.“



→  
ROSA GIEROMETTA  
hat bei ihrer Suche nach einer  
Interviewpartnerin ganz schön coole  
queere Organisationen entdeckt.



→  
LENA MATUSCHIK  
ist schockiert über die Kürzungen im  
Sozialbereich – die queere Community  
ist auf die Angebote angewiesen.



# Wo Kinder lachen



# und

TEXT:  
MARA JAUSOVEC,  
SIMONE SEIFTER,  
CLARA ELISABETH WEHINGER UND  
SOFIA MÜLLER-GARCIA

FOTOS:  
SAMAN MOGHADDAM

# Senior:innen gärtnern



↑  
Caroline Hermann ist Lehrerin für  
Biologie, Ethik und Medienerziehung  
an der Waldorfschule (WSKS).

→  
Corinna und Filippo lebten  
vor ihrem Einzug ganz anders,  
in der Grazer Innenstadt.

70 Menschen ganz unterschiedlichen Alters haben sich unweit von Graz auf ein gewagtes Experiment eingelassen. Die Frage, die sie zusammenführt: Ist ein besseres, nachhaltigeres Leben möglich, wenn viele auf neue Art zusammenhelfen und zusammenleben? Ein Besuch im **KooWo in Eggersdorf**.

Eggersdorf ist eine typische kleine Gemeinde im Grazer Speckgürtel. Urbane Siedlungen und Einfamilienhäuser gehen hier anstandslos in riesige Felder über. Im Ortsteil Volkersdorf sticht eine Gruppe restaurierter Bauernhäuser heraus – das KooWo. Auf über drei Hektar gruppieren sich Wohnhäuser um ein Gemeinschaftsgebäude, dazwischen Beete und offene Höfe. Kinder fahren auf Rollschuhen durch den Hof, einige Erwachsene arbeiten in einer Werkstatt – demnächst wird hier geheiratet, alle helfen bei den Vorbereitungen mit.

## Planen, bauen, gemeinsam leben

Das KooWo ist ein gemeinschaftlich geplantes Wohnprojekt, das Kürzel steht für „Kooperatives Wohnen“. Hier wollen die Bewohner:innen erproben, ob und wie man ein nachhaltiges Leben gestalten kann, wenn viele gemeinsam an dieser Vision arbeiten.

Was das im Alltag bedeutet, lässt sich am besten beobachten, wenn man das Begegnungshaus besucht. Auf der Terrasse des restaurierten Bauernhauses erwartet uns an diesem Tag Caroline Hermann, die hier seit 2019 mit ihrer Familie lebt und in der nahegelegenen Waldorfschule arbeitet. Sie führt uns durch die Gemeinschaftsküche, in der montags zusammen gekocht wird, dann in den Seminarraum, in dem Workshops und Yogastunden stattfinden. Aus dem Fenster können wir einen Garten, den Acker und den „Dorfplatz“ erkennen. „Hier hat alles Platz“, erzählt Caroline. „Man muss auch nicht in die Gemeinschaft, wenn man nicht will. Man kann sich zurückziehen.“ Zurückziehen in die eigene Wohneinheit mit Küche, Bad und Garten.

Weiter geht es in den Kreativraum, dort treffen wir auf Architekt Werner Schwarz. Er hat das Anwesen, den alten Bauernhof, gekauft und ihn in das umgewandelt, was er jetzt ist: ein Wohnexperiment, das sich als vorbildlich versteht. Gemeinschaftsprojekte begleiten Werner schon sein Leben lang, seit er in Vorarlberg die HTL für Hochbau besuchte. Den Grundstein für seine Begeisterung für gemeinschaftliche Lebensformen legten Bauprojekte mit Elementen wie gemeinsamen Aufenthaltsräumen in den 1980er Jahren.

Bereits 2016 steckten Werner Schwarz und die zukünftigen Bewohner:innen des KooWo wochenlang die Köpfe zusammen, um einen Plan zu entwickeln. „Wir tun das gemeinsam als Gruppe und haben eine Vertrautheit. Wir sind miteinander auf einem Boot und fahren die Strecke gemeinsam“, beschreibt Werner den damaligen Grundgedanken.

Im Jahr 2019 war es dann endlich so weit, das KooWo war bezugsfertig. Schwarz lebt auch selbst hier und ist, wie alle anderen Teil, der Genossenschaft. Das bedeutet: Alle, die



hier wohnen, dürfen bei neuen Projekten mitreden, die Gemeinschaftsräume nutzen, müssen sich aber dafür an Sitzungen beteiligen und sich an vereinbarte Regeln, wie die Pflege von Gemeinschaftseinrichtungen, halten. Eine ähnliche Wohninitiative ist das Gemeinschaftsprojekt „Cambium“ in einer ehemaligen Kaserne in Fehring. Wie das KooWo nutzt auch das Cambium ein soziokratisches System, um gemeinsam und gerecht Entscheidungen zu treffen. „In diesem System wird im Konsensprinzip entschieden. Es muss nicht jeder zustimmen, es reicht, wenn niemand einen schwerwiegenden Einwand hat“, erklärt Caroline.

Für Werner liegt das Besondere am KooWo darin, dass alle Altersgruppen gleichberechtigt zusammenleben: „Hier gibt es kein Oben oder Unten. Kein Alt oder Jung – nur Menschen auf Augenhöhe“, sagt er.

## Ein Alltag mit geteilter Verantwortung

Das Obergeschoss des Begegnungshauses ist mit Pflanzen und Kinderzeichnungen geschmückt. Hier findet man neben einer bescheidenen Bibliothek auch ein Spielzimmer und ein Wohnzimmer mit einer großen Leinwand. „Hier ist ein Matratzenlager“, sagt Caroline, „das ist super für die Kinder und Jugendlichen.“ Wegen Unordnung wurde das Lager kurzzeitig gesperrt – daraufhin landeten Beschwerden der Kinder im „Sorgenbriefkasten“. Nach einer Diskussion ist das Matratzenlager nun mit klaren Regeln wieder offen. „Ich finde es so schön, dass auch die Kinder die Möglichkeit haben, sich einzubringen, und auch gehört werden“, erzählt Caroline, die selbst Mutter von zwei Mädchen ist.

Selbst sei sie seit ihrem Einzug persönlich sehr gewachsen: „Ich hatte immer einen gewissen Hang zur Harmonie. Heute sehe ich Konflikte nicht mehr als etwas Schlechtes an, sondern als Potenzial zum Wachstum“, meint sie. Wäre das nicht der Fall, täte



Maria Scheucher lebt den Traum vom eigenen Garten, mit allem, was dazugehört.

sich Caroline hier im soziokratischen System vermutlich schwer, denn Entscheidungen werden im KooWo gemeinschaftlich getroffen. Dass es bei den Diskussionen unter 42 Erwachsenen und 28 Kindern nicht immer harmonisch zugeht, versteht sich von selbst. Vorbereitet werden Entscheidungen in vier Arbeitskreisen, wo sich die Bewohner:innen zu den Themen Gemeinschaft, Verwaltung, Ökologie und Struktur austauschen. Jeder entscheidet, was ihr oder ihm am besten liegt, und wer mal keine Kapazitäten hat, kann „Karenz“ nehmen.

### Im Einklang mit der Natur

Wir gehen einen kleinen Weg entlang, der uns vorbeiführt an Bäumen mit reifen Maulbeeren, dem „Dorfplatz“ samt Feuerschale und Holzbänken und im Wind schaukelnden Hängematten. Angekommen vor einer kleinen Maisonette öffnet uns Maria Scheucher freundlich lächelnd die Tür. Sie möchte sich nach draußen setzen. Hier hat sie sich ihr eigenes „Gärtchen“ eingerichtet, in dem sie gerne frühstückt oder zu Mittag isst. Ein paar Meter entfernt sitzt ein Nachbar auf einem Liegestuhl und liest ein Buch. Er schaut auf, winkt freundlich herüber. Die 69-Jährige wohnt seit 2019 alleine hier. Wie Caroline schätzt auch sie die gemeinsame Entscheidungsfindung und die flache Hierarchie im KooWo.

Herzogen ist sie aber aus einem anderen Grund. In ihrer vorigen Wohnung habe sie sich alleine und isoliert gefühlt: „Ich habe das Bedürfnis gehabt, wieder mehr unter Menschen, in der Gemeinschaft zu sein“, erzählt sie. Zum Gemeinschaftsgefühl tragen vor allem das gemeinsame Ernten von Gemüse und das gemeinsame Kochen bei. Maria liebt die Arbeit im Garten und die Pflege der 40 Hühner der Wohngemeinschaft besonders, der Hühnerstall ist einer ihrer Lieblingsorte. „Das ist viel besser als Fernsehen. Einfach zuschauen und beobachten“, erzählt sie.

### Ein Ort zum Bleiben

Corinna Ortner und ihr Lebensgefährte Filippo spielen mit ihren zwei Kindern auf der Terrasse des Gemeinschaftsgebäudes. Vor dem Einzug lebte das Paar in der Grazer Innenstadt. Als die Familiengründung näher rückte, wurde der Wunsch nach einem anderen Lebensmodell jedoch konkreter. „Ich wollte auf jeden Fall raus aus der Stadt“, sagt Corinna. Für sie stand

der nachhaltige Aspekt im Vordergrund: Gemüse selbst anbauen, gemeinschaftlich einen Garten bewirtschaften. Das eigene Konsumverhalten zu reduzieren, indem man den Tauschraum im Gemeinschaftskeller nutzt, um sich mit Kleidung, Schuhen und anderen Gebrauchsgegenständen auszustatten, anstatt alles neu zu kaufen. In der gemeinschaftlich organisierten „FoodCoop“ stehen Bio-Lebensmittel in Großmengen bereit – mit Blick auf möglichst wenig Müllproduktion.

Im Gegensatz zu Corinnas Enthusiasmus war Filippo anfangs zurückhaltender. Die Sorge: weniger Möglichkeiten, Freund:innen zu treffen oder spontan etwas zu unternehmen. Heute sieht er das anders: „Mittlerweile bin ich sehr zufrieden. Ich kann's mir nicht anders vorstellen – besonders mit den Kindern.“ Das Leben in der Gemeinschaft empfinden beide als großen Gewinn. Ihre Kinder haben im KooWo viele Ansprechpartner:innen – ein Ersatz für die eigenen Großeltern, die nicht in der Nähe wohnen. Diese Art von Alltagsnähe würde ihnen in einer Wohnung fehlen.

Mit der Zeit haben beide ihren Platz in der Gemeinschaft gefunden – nicht nur im Alltag, sondern auch in der Organisation des Zusammenlebens. So beschreibt Corinna ihre Rolle als jemand, die „Stetigkeit“ einbringt – etwa durch Buchhaltung oder das Weiterverfolgen von Projekten, wenn andere längst schon an etwas Neuem arbeiten. Und für die Zukunft? „Wir sind angekommen. Wir wollen bleiben.“

Der Tag neigt sich dem Ende zu. Die Hitze lässt langsam nach und unser Blick schweift von der Terrasse des Begegnungshauses über den Hof, auf dem die Bewohner:innen weiter fleißig alles für die anstehende Hochzeit vorbereiten. Was hier auffällt: Alle bringen sich ein, jede:r übernimmt eine Aufgabe. Vielleicht funktioniert das Leben in Gemeinschaft gerade deshalb so gut: Obwohl es nicht ohne Streitigkeiten und Konflikte geht, ziehen alle an einem Strang.



MARA JAUSOVEC  
könnte nie am Land leben, weil sie das Autofahren stets meidet.



SIMONE SEIFTER  
schätzt zwar ihren Personal Space, kann sich aber nun doch vorstellen, in Gemeinschaft am Land zu wohnen.



CLARA ELISABETH WEHINGER  
hat keinen grünen Daumen, mag aber Gemeinschaftsgärten – Unkraut verflucht man dort gemeinsam.



SOFIA MÜLLER-GARCIA  
hat gesehen, wie bereichernd das Leben in Gemeinschaft sein kann – erst recht mit Hühnern als Teil davon.



## Cui? Bono



LAURA BONO (\*1967, Rom) brachte die Idee der Straßenzeitung von London nach Graz und war erste Megaphon-Chefredakteurin, heute ist sie Unternehmensberaterin mit Fokus auf Sozialwirtschaft. Mehr dazu: [www.datenkompass.com](http://www.datenkompass.com)

### Hilfe in Krisen? Rechnet sich!

Sparen ist angesagt. Öffentliche Haushalte stehen unter Druck, überall wird nach Einsparungspotenzial gesucht. Das ist nachvollziehbar – doch es stellt sich einmal mehr die Frage: Was bringen eigentlich Angebote, die Menschen in Krisen unterstützen? Sinnlose Ausgaben oder kluge Investitionen?

Diese Frage erinnert mich an einen Auftrag, den ich noch vor der Pandemie für SOS-Kinderdorf durchführen durfte: die Wirkungsanalyse von Rat auf Draht, der österreichweiten Notrufnummer für Kinder und Jugendliche, mit dem Ziel, den Mehrwert dieses Angebots ein Stück weit zu beziffern. Das Ergebnis war deutlich: Jede investierten 100 Euro Transferleistung bringen über 10 Jahre gerechnet einen Nutzen von 3000 Euro. Möglich wird das durch vermiedene Folgekosten – etwa bei psychischen Erkrankungen, Schulabbrüchen oder durch Suizidprävention. Schon kurzfristig übersteigen die Rückflüsse den Einsatz deut-

lich. Und: Ein Drittel der Jugendlichen, die sich an Rat auf Draht wenden, hätte sich ohne dieses Angebot an niemanden gewandt. Das zeigt: Hilfe in Krisen ist kein „nice to have“, sondern ein „must“, das in vielen Fällen gravierenden Folgen (und entsprechenden gesellschaftlichen Kosten) vorbeugt. Volkswirtschaftlich sehr sinnvolle Prävention also.

Dies gilt nicht nur für Kinder und Jugendliche. Auch Erwachsene, die das Leben aus der Bahn geworfen hat und frühzeitig Unterstützung bekommen – sei es durch Beratungsstellen, Nottelefone oder Krisendienste –, stehen leichter und schneller wieder auf eigenen Beinen, kommen ohne stationäre Hilfe oder dauerhafte Sozialtransfers aus und begehen vor allem keine Verzweiflungstaten, die unfassbares Leid und enorme Folgekosten nach sich ziehen.

Prävention ist kein Luxus, bei dem man den Sparstift ansetzen kann. Sie ist eine kluge politische Entscheidung, die sich bezahlt macht.



## Kostenlose Welt der Bücher

### AK-Bibliothek mit 100.000 Büchern, DVDs, Hörbüchern und Magazinen

- 27.000 eBooks
- Belletristik aller Genres
- Sach- und Fachbücher
- Internet-Terminals

Alle Informationen und Online-Registrierung für das eBook-Angebot auf [www.akstmk.at/bibliothek](http://www.akstmk.at/bibliothek)

AK-Hotline ☎ 05 7799-0



Sie kannten einander nur aus dem Stiegenhaus und von gelegentlichen Kaffees. Doch als **Frau Anne** nicht mehr für sich selbst sorgen konnte, übernahm ihr Nachbar **Lukas Engl** die Verantwortung für sie.

TEXT: MARIA TROPPOCHER  
UND NICO ULZ

## Der Engl von nebenan

FOTO: MARIA TROPPOCHER

Es war bereits der dritte Sturz innerhalb kurzer Zeit. Frau Anne lag am Boden ihrer Wohnung und konnte aus eigener Kraft nicht mehr aufstehen. Lukas Engl kam gerade von der Arbeit nach Hause und hörte seine Nachbarin zufällig hinter ihrer Haustür. Er rief sofort die Rettung, da er keinen Haustürschlüssel besaß und nicht wusste, wie es um Frau Anne stand. Die Rettung half Frau Anne wieder auf die Beine. Doch Engl wurde bewusst, dass es so nicht weitergehen konnte. „Ich habe eine Bedenkzeit gebraucht und es mit meiner Frau besprochen – so etwas ist immerhin eine große Entscheidung“, erklärt er. Schließlich entschloss er sich, die gesetzliche Erwachsenenvertretung für seine Nachbarin zu übernehmen. Seine Beweggründe erklärt Lukas ganz einfach: „Es geht mir nicht um Geld, sondern darum, jemandem zu helfen.“

Lukas Engl ist Englisch- und Italienisch-Lehrer an einer Mittelschule in Weiz. Frau Anne, deren echter Name hier aus privaten Gründen nicht genannt werden soll, lernte er bereits vor mehreren Jahren zufällig vor dem Haus kennen. „Wir haben zusammen gegessen und getratscht. Meine Frau und ich haben ihr dann bei Kleinigkeiten geholfen. Sie war immer sehr selbstständig – aber nach den Stürzen war klar, dass sie Hilfe braucht“, sagt Engl. Der Lehrer wollte nicht, dass Frau Anne in einem Altersheim endet, wie es bei fehlenden Angehörigen oft der Fall ist. „Ich wollte nicht, dass jemand, der sie nicht kennt, über ihr Leben bestimmt.“

Was Frau Anne dank Lukas Engl erspart blieb, ist in Österreich für viele ältere Menschen Realität: Gibt es keine nahen Angehörigen mehr und kann die Person selbst nicht mehr alle wichtigen Entscheidungen alleine treffen, dann wird es schnell kompliziert. Die österreichische Rechtsordnung

sieht dafür das Instrument der Erwachsenenvertretung vor, was in der Regel bedeutet, dass ein Anwalt diese Verantwortung übernimmt. Das kostet. Und es kann für ältere Menschen eine emotionale Herausforderung darstellen, sich einem Fremden anzuvertrauen.

Alternativ kann frühzeitig eine Vorsorgevollmacht erteilt werden – an vertraute Personen, die im Notfall rechtlich handeln dürfen. Dies erspart ein gerichtliches Verfahren. Fehlt eine solche Vollmacht, bleibt oft nur die gerichtliche Vertretung – wie bei Frau Anne.

Engls Umfeld habe auf die Entscheidung, die Vertretung zu übernehmen, positiv reagiert: „Die meisten sind recht überrascht, aber eigentlich finden es alle cool, dass ich so etwas mache.“ Mittlerweile benötigt Frau Anne eine 24-Stunden-Pflegekraft, um weiterhin zu Hause leben zu können – eine gängige, aber organisatorisch aufwendige Alternative zum Heim. Engl steht in engem Austausch mit den Pflegerinnen. „Oft sind es Themen wie zum Beispiel, wann wir die nächste Packung Windeln brauchen oder wo der gelbe Sack hingehört. Mit den Pflegerinnen spreche ich alle zwei Tage“, sagt er.

Der gebürtige Kärntner ist auch für Annes Finanzen zuständig. Ein sensibles Thema, weshalb Engl alles genau dokumentiert: „Ich führe eine Excel-Liste, in der ich alle Einnahmen und Ausgaben genau erfasse.“ Diese Dokumentation ist auch Teil der gesetzlichen Rechenschaftspflicht gegenüber dem Gericht.

Auch im Alltag bringt die Rolle Herausforderungen mit sich: Selbst einfache Arztbesuche werden zur Hürde. „Zuerst kommt immer die Frage, wer ich bin. Wenn ich dann sage, der Nachbar, werden die meisten Leute stutzig. Im Nachsatz muss



LUKAS ENGL übernimmt die Verantwortung. Vorsorgevollmachten können frühzeitig initiativ erteilt werden. Das hilft, Problemen vorzubeugen.

ich dann erklären, dass ich der gerichtlich bestellte Erwachsenenvertreter bin“, erzählt Engl. Die Arbeit ist zeitaufwendig. „Ein großer Teil ist Selbstorganisation. Man muss überlegen: Wen ruft man an? Welche Stelle hilft? Welche Pflegerin passt?“ Dabei helfen oft Sozialdienste oder passende Vereine – doch der Aufwand bleibt hoch.

Gerade die Suche nach 24-Stunden-Betreuer:innen ist nicht einfach. Meist bleiben Pfleger:innen für drei Monate, kürzere Dienste sind möglich. „Unsere Fachkräfte kommen meistens aus Lettland, die bleiben dann auch die gesamten drei Monate. Das ist der Idealfall, denn man muss sie ja beim Meldeamt an- und abmelden. Bei häufigeren Wechseln ist das dann auch zeitintensiv“, sagt Engl. Für Frau Anne, die an fortgeschrittener Demenz leidet, sind ständige Wechsel ohnehin schwierig. Ein stabiler Betreuungskreis erleichtert ihren Alltag – und Engl die Organisation.

Die Erwachsenenvertretung hat auch Engls Blick auf die eigene Zukunft verändert. Seine Nachbarin hatte nicht vorgesorgt – das will er anders machen. „Meine Frau ist Juristin, deshalb hatten wir immer einen Vorsorgeplan für unsere Zukunft. Seitdem ich die Vertretung übernommen habe, habe ich mir aber noch mehr Gedanken gemacht“, erzählt er. „Ich will nicht irgendwann dasitzen und die Person nicht kennen, die über mein Leben bestimmt.“



MARIA TROPPOCHER hat beschlossen, ihre Häkelkünste zu verbessern, um mal eine coole Oma zu werden.



NICO ULZ will jetzt auch mehr Kontakt zu seinen Nachbar:innen pflegen.



## Omas gegen Rechts



OMAS GEGEN RECHT ist eine überparteiliche, zivilgesellschaftliche Initiative. Ihr Ziel: Hinsehen, wenn Unrecht geschieht. Diesmal laut: **Barbara Kasper**

### Die Sache mit der Sprache

Die menschliche Sprache ist wunderbar. Sie dient dem Gemeinsamen, dem Austausch, den Vereinbarungen, der Kultur. Aber sie kann auch zur Manipulation verwendet werden. Das ist ein beliebtes Instrument in der Politik. Mit einem plakativen Begriff wird eine Diskussion entfacht, aufgeblasen und alles, was dahinter steckt, verschleiert.

Mein Lieblingsbeispiel ist der sogenannte „Genderwahnsinn“. Wer diesen Begriff verwendet, meint nicht etwa, dass es unfassbar ist, dass es so viele Femizide in Österreich gibt, dass Frauen immer noch weniger verdienen als Männer, dass Care-Arbeit immer noch hauptsächlich von Frauen geleistet wird.

Nein, ein kleines Sterndl im Text, das nur dafür da ist, Frauen\* sichtbar zu machen, zerstört angeblich die Lesbarkeit eines Textes. Und darüber wird ausgiebig gejammert.

Auch beliebt ist die Aufregung über die sogenannten Sozialschmarotzer:innen, vor allem, wenn diese keine autochthonen Österreicher:innen sind. Nein, ich finde es nicht richtig, wenn man sich Sozialleistungen erschleicht, das soll geahndet werden. Es handelt sich allerdings bei den Schwindler:innen um eine verschwindende Minderheit. Wir sollten aufmerksam werden, wenn gleichzeitig jede Debatte über Vermögensteuer oder die Steuerschlupflöcher einer anderen Minderheit, der Reichen, unterbunden wird. Ist das sozial vertretbar?

Und wie schön kann man sich über die fixen Deckel auf Plastikflaschen aufregen, ohne ein Wort über das Plastik im Meer zu verlieren. Wie groß kann die Empörung über Klimakleber:innen sein, ohne dass man sich über eine Verkehrspolitik Gedanken macht, die 99,99% der Staus verursacht. Oder diskutieren wir über die Landeshymne in der Verfassung und übersehen, welche Gesetze bereits im Landtag durchgesetzt oder abgelehnt wurden.

Lassen wir uns nicht täuschen, lassen wir diese aufgeblasenen Themen platzen und beschäftigen wir uns mit den Problemen, die dahinterstecken.



# Im Niemands- land

ILLUSTRATIONEN:  
ANDREA KURTZ

TEXT:  
NINO HARTWEGER,  
KAROLINE PILICH UND  
BIANCA KLEIN

**Csilla, Mia, Sonja und Viktoria** tauschen regelmäßig ihre Heimat für mehrere Wochen am Stück gegen harte Arbeit in Österreich. Hier betreuen sie rund um die Uhr Menschen, die ihren Alltag nicht mehr alleine bewältigen können. Die vier Frauen erzählen von ihrem Leben zwischen zwei Welten und den Seiten der Betreuungsarbeit, die sonst niemand sieht.

Personenbetreuer:innen sind 24 Stunden am Tag, sieben Tage die Woche für Menschen da, die im Alltag Hilfe brauchen. Sie führen den Haushalt, kochen, putzen, waschen und gehen mit ihren Klient:innen, oft sind das ältere Menschen, an die frische Luft. Sie kümmern sich um alles, nur Pflegetätigkeiten dürfen sie ohne zusätzliche Ausbildung oder ärztliche Befugnis nicht übernehmen. Rechtlich ist die Betreuungsarbeit in Österreich seit 2007 geregelt, dennoch gibt es viele Probleme, wie die Abhängigkeit von Agenturen, schlechte Bezahlung oder unzumutbare Arbeitsbedingungen.

Es ist nicht einfach, Kontakt zu 24h-Betreuer:innen herzustellen. Sie arbeiten im Privaten und trauen sich aufgrund der möglichen Sprachbarriere oft keine längeren Gespräche zu. Die Kontakte zu Csilla und Viktoria hat uns die IG24 vermittelt, eine Interessenvertretung der Personenbetreuerinnen in Österreich. Mithilfe von Helena Čeh, die eine Agentur in der Südoststeiermark führt, erreichten wir Sonja aus Slowenien. Außerdem bekamen wir von Bekannten den Kontakt zu Mia aus Rumänien. Alle vier Frauen haben mit ähnlichen Herausforderungen zu kämpfen, doch alle versuchen sie anders zu meistern, jede Geschichte ist anders.



← CSILLA arbeitet seit zwei Jahrzehnten in der Personenbetreuung. Auswege aus dem Arbeitsbereich sind schwierig.

## Slowakei

„Ich bin in meiner Heimat genauso fremd wie hier. Dieses Fremdsein begleitet mich aufgrund meines ungarischen Namens schon seit meiner Geburt“, sagt Csilla. Die Slowakin stammt aus der Kleinstadt Fil'akovo, nahe der ungarischen Grenze, und nimmt alle zwei Wochen die über fünfstündige Reise nach Niederösterreich auf sich. Die Region zählt zu den ärmsten der Slowakei: Die Arbeitslosenquote liegt deutlich über dem Landesdurchschnitt, das durchschnittliche Monatseinkommen etwa 200 Euro darunter. Deshalb arbeitet Csilla seit mehr als 20 Jahren als Personenbetreuerin in Österreich. Nach der Schule war sie technische Zeichnerin und Masseurin – doch über die Jahre verschuldete sich Csilla, bis sie Anfang der 2000er einen Schlusstrich zog. Bekannte erzählten ihr damals von der Möglichkeit, in Österreich zu betreiben. Sie sprach gut Deutsch und bekam deshalb eher Fälle zugeschrieben, bei denen weniger körperliche, sondern vor allem mentale Unterstützung gefordert war. „Es war zur damaligen Zeit zwar Schwarzarbeit, aber es war gut bezahlt“, erzählt sie uns in einem Videotelefonat.

Tatsächlich war es für Betreuer:innen vor 2007 – also vor der Legalisierung durch das Hausbetreuungsgesetz – kaum möglich, legal zu arbeiten. Zwischen 2012 und 2017 pflegte Csilla ihre eigene Mutter, danach kehrte sie nach Österreich zurück. „Ich war erstaunt, als ich zurückgekehrt bin“, sagt Csilla. Plötzlich habe jede:r Mindestpensionist:in eine „leibeigene Dienerin“ haben wollen, wie sie das scherzhaft nennt, und die Löhne sanken rapide. Heute liegt Csillas Verdienst sogar unter dem Durchschnittseinkommen in ihrer Heimat, wo der Bruttoverdienst im

Jahr 2023 1628 € pro Monat betrug. „Wenn wir den Wert meines Geldes nehmen, verdiene ich jetzt nur die Hälfte davon, was ich vor 20 Jahren verdient habe“, beschreibt sie die Entwicklung. Eine Alternative sieht die 54-Jährige trotzdem nicht: „Ich weiß nicht, wo ich mich in zehn Jahren sehe. Ich bin steckengeblieben. Man darf diesen Job nicht so lange ausüben.“

In Österreich hat Csilla kaum Freizeit oder soziale Kontakte. „Ein Stück Heimat“ spürt sie nur durch den Duft ihres Parfums – Naomi Campbell – oder wenn sie ihre Lieblingspodcasts hört. Auch der Kontakt zu ihren Freundinnen in der Slowakei ist während der Betreuungszeit minimal. Wenn sie zu Hause ist, trifft sie ihren Lebensabschnittspartner oder Bekannte in der Therapie oder in Restaurants, dennoch seien diese Beziehungen eher oberflächlich. Distanziert beschreibt Csilla auch das Verhältnis zu ihren Klient:innen und den Angehörigen. Seit einem halben Jahr betreut sie einen älteren Herrn in Wiener Neustadt. „Die Kinder kommen nur einmal in der Woche. Sie sind höflich, aber wir reden über alles und nichts.“ Der Job sei zwar bequem, „weil ich mir keine Gedanken machen muss“, aber gleichzeitig habe sie das Gefühl, „dumm geworden“ zu sein. Sie traue sich nichts mehr zu. Außerdem würden sich viele Betreuer:innen ständig selbst belügen und die negativen Seiten verdrängen. Sie selbst sieht sich im Niemandsland der Gesellschaft. „Ich lebe nur so in die Welt hinein. Ich fühle mich wohl, aber mein Leben ist sinnlos, denn ich lebe nur für die anderen“, sagt sie. Einen Neuanfang? Den kann sie sich nicht vorstellen. „Ich bin einfach feig und tue zu wenig dafür, um etwas zu verändern. Ich warte auf das große Wunder und die gute Fee, die mir sagt, dass ich ab morgen etwas anderes machen kann.“



→ MIA musste dringend Deutsch lernen, um besser kommunizieren zu können. Also beklebte sie alles, was sie lernen musste.

## Rumänien

Bereits seit neun Jahren arbeitet die gebürtige Rumänin Mia in Österreich. Genauer gesagt in einer kleinen 1.500-Einwohner:innen-Gemeinde in der Obersteiermark. Sie kam im August 2016 im Zuge ihrer ersten richtigen Anstellung über eine Vermittlungsagentur zu Familie Strobl, um dort als Personenbetreuerin tätig zu sein. Das Besondere daran? Mia hat seitdem nie ihren Arbeitsort gewechselt. „Fünf Wochen am Stück lebe ich hier, dann fahre ich wieder nach Rumänien“, erzählt sie. Als Mia mit der Arbeit als Betreuerin für die heute 95-jährige Frau Strobl begann, hatte sie Zweifel, ob sie auch gut genug mit ihr kommunizieren und sich um sie kümmern könne. Um so schnell wie möglich Deutsch zu lernen, schrieb sie sich kleine Vokabelkärtchen und klebte sie an Alltagsgegenstände, um sich besser mit der Familie verständigen zu können. Auch mit den Nachbar:innen freundete sie sich schnell an, alle grüßen sie, wenn sie sie draußen sehen.

Dass Mia dazugehört, wissen heute alle. „Ohne Mia könnte ich meine Mutter nicht alleine zuhause lassen“, sagt Berthold Strobl. „Natürlich muss das funktionieren, wir wohnen ja alle im selben Haushalt. Aber mit Mia, da hat gleich alles gepasst, das findet man wirklich nicht oft.“ Am Anfang habe es allerdings ein paar Schwierigkeiten gegeben, besonders mit der Agentur, bei der Mia engagiert war. Diese habe so viel Geld einbehalten, dass am Ende kaum etwas übrig blieb. Daher ist sie heute vollkommen selbstständig organisiert. Sogar die Betreuerin, die sich alle fünf Wochen mit ihr abwechselte, hat Mia selbst über Soziale Netzwerke gefunden. Auch sie ist bereits seit vier Jahren bei Familie Strobl. „Für mich ist das natürlich schon ein Risiko, ohne die Agentur. Vor allem wenn mir mal jemand ausfällt. Aber ich weiß mittlerweile, dass ich mich auf die beiden verlassen kann, so bleibt ihnen einfach mehr für ihre Arbeit“, meint Berthold Strobl. Trotzdem macht es dieses Risiko für Betreuer:innen schwierig, ohne Agentur einen Arbeitsplatz zu finden.

Das Geld hilft vor allem Mias Familie, sie und ihre Töchter können in Rumänien gut von ihrem Gehalt leben. Um sie zu sehen, muss Mia neun Stunden Busfahrt auf sich nehmen, doch für sie war der Lebensstil zwischen zwei Ländern nie ein großes Problem. „Wenn ich hier bin, dann telefoniere ich immer nach Hause. Aber auch wenn ich in Rumänien bin, rufe ich spätestens nach zwei Tagen an und frage, wie es Oma geht. Das hier ist meine zweite Familie und mein zweites Zuhause“, sagt sie. Ganz besonders liebt Mia an ihrem „zweiten Zuhause“ den Garten. Aus eigenem Interesse heraus hat sie Familie Strobl vorgeschlagen, Gemüse anzubauen und Blumen zu pflanzen, damit sie sich darum kümmern kann. Gartenarbeit sei ihr Ausgleich zu der anstrengenden Arbeit – ein Hobby, das sie mit der zweiten Betreuerin teilt. Heute steht der Garten in voller Blüte. Doch auch wenn sie, wie viele Betreuer:innen, aus finanziellen Gründen zu ihrer Arbeit gekommen ist, geht Mia in ihrem Job auf: „Du kannst diesen Job nicht nur wegen des Geldes machen, man braucht dafür auch ein Herz für die Menschen.“



→ SONJA wohnt, anders als viele andere Personenbetreuer:innen, in der Nähe ihres Einsatzortes.

## Slowenien

Die 53-jährige Sonja aus der Nähe von Marburg schloss in ihrer Heimat eine Schule mit wirtschaftlichem Schwerpunkt ab und arbeitete zunächst in einer Bank. Nachdem diese geschlossen wurde, stand sie plötzlich ohne Arbeit da. „Ich habe dann ein Jahr in einem Altenheim gearbeitet und gemerkt, dass ich gut mit älteren Menschen zurechtkomme“, erzählt sie. Eine medizinische Ausbildung hatte sie zwar nicht, aber sie wusste: In diesem Bereich möchte sie weitermachen. Über Kontakte im Altenheim stieß sie auf eine Agentur, die Betreuer:innen nach Österreich vermittelt. Kurz darauf begann sie als Betreuerin zu arbeiten, „acht Jahre ist das her“. In dieser Zeit hat sie verschiedene Menschen gepflegt, unter anderem in Wildon, Leutschach und Leibnitz. Seit drei Jahren betreut sie nun eine Frau im Raum Leibnitz. „Eine Woche arbeite ich in Österreich, eine Woche bin ich zu Hause“, erklärt sie uns am Telefon.

Das Modell hat sich für sie bewährt. Anders als für viele ihrer Kolleg:innen ist für sie die Anreise zu ihren Klient:innen recht kurz: „In rund 30 Minuten bin ich zu Hause.“ Trotz der kurzen Anreise teilt sie die Belastungen vieler Kolleg:innen: „Es ist vor allem psychisch anstrengend. Die alten Menschen sind häufig empfindlich, beschweren sich viel und üben sich in Selbstmitleid. Da brauchst du viel Kraft, um positiv zu bleiben.“ Dennoch ist sie mit ihrer Arbeit zufrieden. Besonders in Erinnerung geblieben ist ihr eine Familie, bei der sie sich sehr willkommen gefühlt hat. „Sie waren richtig dankbar, dass ich jeden Tag komme und helfe. Das ist leider selten.“

Häufig werde ihre Arbeit als selbstverständlich angesehen. Auch bei ihrer aktuellen Betreuung sei das Verhältnis wechselhaft: „Manchmal ist es gut, manchmal nicht so.“

In ihrer freien Woche ist Sonja zu Hause bei ihrer Familie. Der Wechsel zwischen den beiden Welten fällt ihr mittlerweile leicht: „Das ist meine Arbeit. Ich habe sie akzeptiert.“ Sorgen bereitet ihr eher die Zukunft: „Ich weiß nicht, wie lange ich das noch machen kann. Mit 53 frage ich mich schon, wie das mit meiner Gesundheit weitergeht.“ Denn soziale Absicherung gibt es kaum. Auch sie leidet unter der Scheinselbstständigkeit in diesem Beruf: „Wenn ich krank bin oder die betreute Person im Krankenhaus liegt, bekomme ich kein Geld.“ Während ihrer Arbeit wohnt Sonja in einem Nebenzimmer des Hauses. „Ich habe ein eigenes Zimmer, etwas abgetrennt. Ein bisschen Privatsphäre ist wichtig.“ Zwei Stunden am Tag hat sie offiziell frei – diese Zeit verbringt sie meist zurückgezogen in ihrem Zimmer. Zu Beginn war vor allem die Sprache eine Hürde. „Ich habe Deutsch in der Schule gelernt, aber lange nicht gebraucht. Am Anfang hatte ich immer ein Wörterbuch dabei, aber jetzt verstehe ich sogar schon den Dialekt“, erzählt sie mit einem Lächeln. Trotz aller Unsicherheiten denkt Sonja nicht ans Aufhören: „Solange es geht, möchte ich weitermachen. Die Arbeit mache ich immer noch gerne.“

→

VIKTORIA bereitet die Ungewissheit Probleme. Agenturen vermitteln Personenbetreuer:innen immer wieder ohne wichtige Informationen vorweg.



## Ungarn

Viktoria arbeitet seit 13 Jahren in Österreich und hat dabei schon viele Stationen durchlaufen. Als Kosmetikerin, Masseurin, Verkäuferin, Tankstellenangestellte. Doch es war immer schwierig, eine sichere Anstellung zu finden. Seit sieben Jahren ist Viktoria nun durchgängig als 24-Stunden-Betreuerin tätig. Die Nachfrage an Arbeitskräften ist hoch, doch ihre Arbeit sei eine große Last. „Von sieben Uhr morgens bis ein Uhr nachmittags bin ich durchgehend in Bewegung. Dann kurze Pause. Ab drei geht es weiter – bis zum Schlafengehen“, erzählt die gebürtige Ungarin. Viktoria versucht schon lange, Deutschkurse zu belegen, doch neben ihrer Arbeit ist keine Zeit, das Geld dafür hat sie auch nicht. Wir führen das Telefongespräch mit ihr auf Ungarisch.

Die größte Herausforderung ist für Viktoria die Reise ins Ungewisse: Sie weiß nie, wann ihr die Agentur neue Kund:innen zuteilt. Jedes Mal zieht sie dann bei einer fremden Familie ein und muss mit der Situation, die sie dort vorfindet, zurechtkommen. „Bei einer Familie musste ich einen 130 Kilo schweren Mann mehrmals täglich alleine heben, baden, aufs WC bringen und durfte selbst am Tag nur einen Joghurt essen. Und diese Familie hatte nicht wenig Geld. Aber in dieser Arbeit wird man ausgebeutet“, erzählt sie. Ähnliche Erfahrungen macht Viktoria nicht nur im Kontakt mit den Familien, bei denen sie arbeitet, sondern auch mit den Vermittlungsagenturen. Wie die meisten Betreuungskräfte ist sie auf diese Agenturen angewiesen, um Arbeit zu finden. Eine machte sich ihre Lage zunutze, mehrfach hat sie ihr versprochenes Geld vorenthalten oder Verwaltungsgebühren ohne Erklärungen abgezogen. Sie versuchte nach dem Betrug, die Agentur zu wechseln, doch auch bei der nächsten wurde sie

schlecht behandelt. Ihr wurde eine Betreuungsstelle in Wiener Neustadt zugesagt, arbeiten musste sie dann an der slowenischen Grenze. Die Arbeitsbedingungen der Agentur musste sie einfach akzeptieren: „Ich durfte den Vertrag nicht einmal lesen. Es hieß nur: Beeil dich, das Auto kommt gleich, die Familie wartet.“ Gegen die beiden Firmen möchte sie nun rechtliche Schritte unternehmen und nicht länger schweigend ihr Schicksal akzeptieren. Sie plant noch weitere Veränderungen: Viktoria besitzt derzeit noch ein Haus in Ungarn, dieses möchte sie jedoch bald verkaufen und permanent nach Eisenstadt ziehen. So ist sie nicht nur ihrer Arbeit, sondern auch ihrem Partner näher. Die zeitintensive Arbeit als Betreuungskraft ist für beide vor allem auch eine große soziale Belastung. „Mein Partner hat langsam genug. Ich kann fast nie zuhause sein. Diese Arbeit zerstört unsere Beziehung.“

## Österreich

Laut der IG24 gibt es in Österreich rund 57.000 Personenbetreuer:innen. Was Csilla, Viktoria, Sonja und Mia erleben, ist kein Einzelfall. Häufig wird die Arbeit der Betreuer:innen von den betreuten Personen und den Angehörigen wenig wertgeschätzt. Um den Betreuer:innen eine Anlaufstelle zu bieten, wurde 2020 die IG24, eine „Interessensgemeinschaft für Gerechtigkeit in der Personenbetreuung in Österreich“, gegründet. Simona Durisova war damals unter den Gründerinnen. „Das Hauptziel war eigentlich, auf die Scheinselbstständigkeit aufmerksam zu machen“, erzählt sie.

Durisova und ihre Kolleg:innen kritisieren vor allem die unregelmäßigen Arbeitszeiten, die niedrigen Pensionen sowie den nicht vorhandenen Anspruch auf Urlaubsgeld. Ihrer Meinung nach trägt allein die fälschlicherweise benutzte Bezeichnung, nämlich „24-Stunden-Pflege“ oder „24-Stunden-Betreuung“ dazu bei, dass die Arbeit von Anfang an missverstanden wird. „Bei Pflege denken die Menschen, dass eine Person rund um die Uhr betreut wird.“

Zudem werden Betreuer:innen häufig von Vermittlungsagenturen abhängig gemacht. Obwohl sie offiziell als selbstständig gemeldet sind, müssen sie die Bedingungen von Agenturen meist hinnehmen und dürfen ihre Arbeitsbedingungen oder Honorare nicht selbst aushandeln. So entsteht trotz Selbstständigkeit ein Arbeitnehmer-ähnliches Bild. Laut einer Umfrage der IG24 aus dem Jahr 2024 sehen mehr als die Hälfte der Betreuer:innen zumindest gelegentlich die Agenturen als Arbeitgeber an. Ohne Vermittlung ist es für die Betreuer:innen schwierig, eine Stelle zu finden, das nutzen Agenturen oft aus. 90% der Befragten wünschten sich daher die Einrichtung einer öffentlichen, gemeinnützigen Vermittlungsstelle anstelle privater Agenturen.

Ein weiteres großes Hindernis stellt die Sprache dar. In der Umfrage geben mehr als die Hälfte der befragten Betreuer:innen an, dass sie den Betreuungsvertrag nicht in ihrer Muttersprache erhalten haben. Auch Florica Curtean, die im Vorstand der IG24 ist, sieht ein großes Problem in der Verständigung mit den Betreuer:innen: „Die Barriere ist immer die Sprache. Viele Kolleg:innen wissen gar nicht, was sie in den Verträgen unterschreiben“, sagt Curtean. Zugleich haben laut einer Umfrage der Johannes-Kepler-Universität Linz aus dem Jahr 2023 nur rund ein Fünftel der Betreuer:innen das Gefühl, dass ihre Arbeit in der österreichischen Bevölkerung wertgeschätzt bzw. eher wertgeschätzt wird. Das ist ein erschreckend niedriger Prozentsatz. Denn, so Durisova: „24-Stunden-Betreuung ist nur dank der Pendelmigrant:innen möglich, die hier keinen eigenen Wohnsitz haben.“

→

NINO HARTWEGER weiß jetzt: 24-Stunden-Betreuung bedeutet nicht, dass jemand rund um die Uhr erreichbar ist.



→

BIANCA KLEIN hat verzweifelt (aber erfolgreich) einen Freund zum Ungarisch-Übersetzen überredet.



→

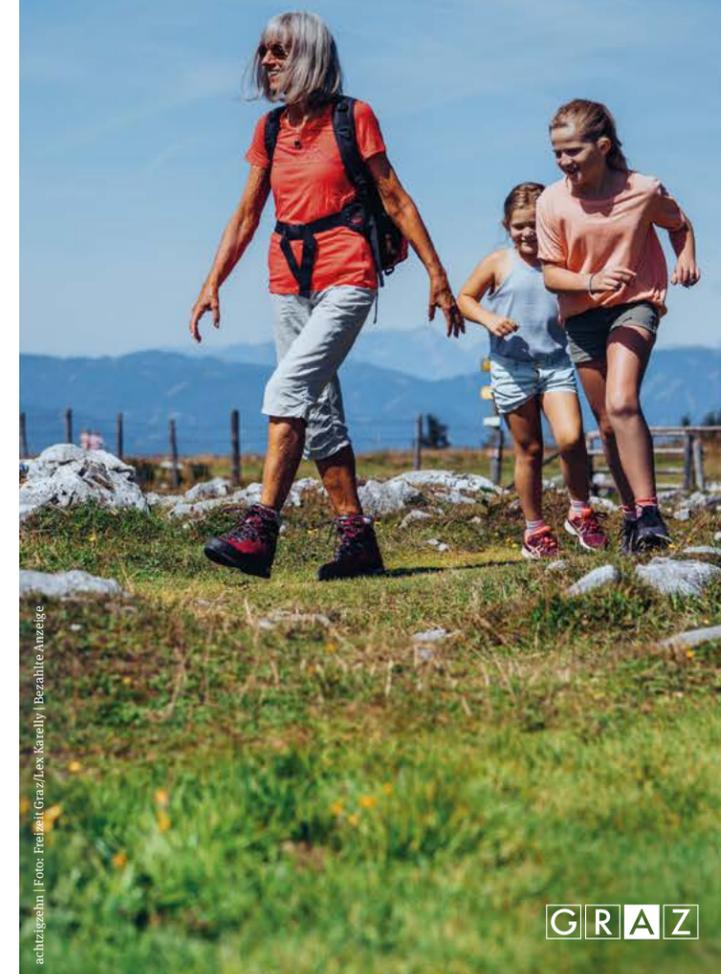
KAROLINE PILICH will jetzt jede Sprache lernen, um Interviews mit Leuten aus aller Welt führen zu können.



# GRAZ. NAH. ERHÖLT.

In Graz sind viele Ausflugsziele und Parks barrierefrei zugänglich. Das ermöglicht Naherholung für alle. Und darauf sind wir stolz.

[graz.at/naherholung](https://graz.at/naherholung)



# Austin Amowie

TEXT: ELIF-MALENA KEMAOGLU UND ANNA STOCKER  
ILLUSTRATIONEN: LENA GEIREGGER



AUSTIN AMOWIE

möchte kein Foto von sich im Megaphon sehen. Das respektieren wir natürlich. Sie verkauft das Megaphon vor der Spar-Filiale in der Floßlendstraße 3, Graz.



## Mein Name ist ...

... Austin Amowie und ich komme aus Nigeria. Als ich vor sechs Jahren nach Österreich gekommen bin, hatte ich den Wunsch nach einem besseren Leben. Wie für viele Menschen, die in ein neues Land kommen, war der Anfang für mich hier schwer. Ich bemerke auch hier wieder, dass es in jedem Land gute und schlechte Dinge gibt, das ist ganz normal. Aber mein Leben in Österreich ist nun gut – hier in Graz geht es mir gut. Es ist besonders die Sicherheit, die ich hier so liebe. Sie ist so anders als damals in meinem Nigeria. Auch die Krankenhäuser gefallen mir, denn Patient:innen werden so lange untersucht, bis man das Problem erkennt und eine Lösung findet – das finde ich schön.

## Meine Kindheit ...

... habe ich geliebt. Als ich sechs Jahre alt war, bin ich mit meiner Großmutter auf einen Bauernhof gezogen. Natürlich gab es hin und wieder schwierige Zeiten, aber es war einfach perfekt. Meine Großmutter war perfekt – sie hat mir als Kind beigebracht, wie man Menschen liebt, sich kümmert und gibt, auch wenn man selbst nichts hat. Und ich habe von meinem Großvater gelernt, dass man niemals mit seinem Geld oder seinem Besitz angeben sollte. Das ist mir bis heute wichtig geblieben. Meine Kindheit war sehr schön und wenn ich heute darauf zurückblicke, bin ich dankbar dafür. Eine Sache, die mein Großvater und meine Großmutter oft zu mir gesagt haben, war: „Das Leben ist nicht immer leicht. Wenn du aber geduldig bist, hast du Weisheit und dann wird das Leben gut zu dir sein. Verliere nie die Hoffnung.“ Sie beide waren immer so liebevoll zu mir und ich vermisse sie sehr – für mich waren sie einfach perfekt.

Als ich noch ein Kind war, habe ich es besonders geliebt, zu singen – das tue ich auch heute noch mit viel Freude. Ich bin Chorsängerin und

singe besonders gerne mit meinen Freundinnen und Freunden in der Kirche. Wir essen, tanzen und singen zusammen und wir lieben einander. Ich habe viele Freundinnen und Freunde. Jeder ist mein Freund – ich liebe alle. Das ist das Schönste für mich.

## Meine Familie ...

... ist sehr wichtig für mich. In meinem Heimatland wohnen meine Cousinen und Cousins und mein Bruder. Ich vermisse sie alle, darum versuche ich, oft mit ihnen zu sprechen und in Kontakt zu bleiben. Meine Familie ist das Beste für mich: Egal was heute passiert – Freundinnen und Freunde können dich immer enttäuschen. Aber deine Familie bleibt bei dir und ist für dich da, egal was kommt. Ich habe selbst zwei Kinder, meine eigene kleine Familie. Mein Sohn ist 18 Jahre alt und lebt in Afrika, meine Tochter ist acht Jahre alt und lebt hier mit mir. Meine Kinder machen mich am glücklichsten. Wenn ich zurückblicke auf das, was ich durchgemacht habe, habe ich nicht geglaubt, dass es jemals besser werden könnte. Aber jetzt habe ich meine Kinder, das schönste Geschenk, das ich von meinem Gott bekommen konnte. Ich liebe sie so sehr.

## Glücklich macht mich ...

... dass ich gesund bin. Ich bin nicht im Krankenhaus und ich kann gehen, stehen, essen und tanzen. Es gibt nichts in und

an meinem Körper, was mich stört oder ärztlich versorgt werden muss. Das heißt nicht, dass ich Milliarden Euro habe – aber mir geht es gut. Das macht mich glücklich. Im Leben muss man einfach glücklich sein, denn egal was kommt – es geht weiter, und zwar Schritt für Schritt. Mein Leben in Graz gefällt mir nun gut. Ich liebe die Menschen hier – und sie lieben mich auch. Besonders, weil ich immer lächle und gut drauf bin. Die Leute fragen mich oft, wieso ich so gut drauf bin – „Weil ich keine Probleme habe“, erzähle ich ihnen dann immer. Ich kann überall hingehen, mit allen reden und das Megaphon verkaufen – und einfach glücklich sein. Mich macht nichts traurig. Manchmal kommen Menschen vorbei und sehen sehr traurig aus. Wenn ich das sehe, schenke ich ihnen ein Lächeln und rede eine Weile mit ihnen – und wenn sie gehen, sind sie wieder glücklich, genauso wie ich. Denn das Leben ist einfach: Wenn wir es uns leicht machen, dann bleibt es das auch.



## In der Zukunft ...

... möchte ich, wenn Gott mich segnet, allen Menschen helfen, denen es nicht so gut geht und die Hilfe brauchen. Menschen, die kein Essen und keine Kleidung haben und die sich allein fühlen. Menschen, die keinen Job finden und nicht arbeiten gehen können. Ich möchte ihnen helfen, indem ich ihnen Kleidung schenke, für sie koche und sie einfach glücklich mache. Wenn ich die Möglichkeit und das Geld habe, dann will ich für sie da sein. Wenn ich an meine Zukunft denke, dann muss ich alles dafür tun, dass meine Kinder ein gutes und erfülltes Leben haben. Sie sind das Beste, was mir je passiert ist. Ich habe meinen Gott, ich habe meine Familie und ich habe meine Gesundheit. Darauf bin ich stolz und dafür bin ich dankbar.



↑  
ELIF-MALENA KEMAOGLU (links) hat einmal mehr bewiesen bekommen, dass Familie das Wichtigste ist.

ANNA STOCKER (rechts) ist wieder bewusst geworden, dass sie im Leben niemals aufgeben darf und jeden Tag genießen muss.

→ **Danke für die Kooperation.** Diese Megaphon-Ausgabe wurde von den Studierenden der FH Joanneum Graz gestaltet.



←  
**WOLFGANG SCHLAG**  
vom „Markt der Zukunft“ hatte die Idee zur Kooperation zwischen FH Joanneum und Megaphon.



←  
**THOMAS WOLKINGER**  
ist Lehrbeauftragter für Journalismus am Studiengang „Journalismus und PR“ an der FH Joanneum.



Melissa Kautsch  
Chefredaktion



Bianca Klein  
Chefredaktion



Judith Hohl  
Chef:in vom Dienst



Eva Derler  
Chef:in vom Dienst



Clara Elisabeth  
Wehinger  
Textchef:in



Lena Matuschik  
Textchef:in



Karoline Pillich  
Textchef:in



Simone Seifter  
Textchef:in



Nino Hartweg  
Textchef:in



Elif-Malena Kemaoglu  
Social-Media



Nina Gözl  
Social Media



Julia Schuhmacher  
Redakteur:in



Lena Mittermayr  
Redakteur:in



Leonie Strametz  
Redakteur:in



Mara Jausovec  
Redakteur:in



Maria Troppacher  
Redakteur:in



Maximilian Dymel  
Redakteur:in



Alisa Schwarz  
Redakteur:in



Nico Ulz  
Redakteur:in



Carina Schaffer  
Redakteur:in



Lee Sommer  
Redakteur:in



Rosa Gierometta  
Redakteur:in



Saman  
Moghaddam  
Redakteur:in



Sofia Müller-Garcia  
Redakteur:in



Anna Stocker  
Redakteur:in



Tobias Jaritz  
Redakteur:in

DANKE AN UNSERE UNTERSTÜTZER:INNEN



**Medieninhaber, Herausgeber, Verleger:** Caritas der Diözese Graz-Seckau, Grabenstraße 39, 8010 Graz; **Redaktionsadresse**  
**Megaphon:** Marianum, Mariengasse 24, 8020 Graz, Telefon: 0316 8015 653, E-Mail: megaphon@caritas-steiermark.at, megaphon.at;  
**Leiterin:** Petra Kaspar-Buchegger. **Redaktion:** Claudio Niggenkemper, Julia Reiter, Michael Zakary. Die in Gastbeiträgen geäußerte  
Meinung muss nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen. **Kulturtipps an:** megaphon.termine@caritas-steiermark.at;  
**Anzeigen:** Bernadette Boesch, bernadette.boesch@caritas-steiermark.at; **Redaktionssekretariat und Abo-Verwaltung:** Nathalie  
Ackermann, Telefon: 0316 8015 653, megaphon@caritas-steiermark.at; **Vertrieb:** David Stampfer, david.stampfer@caritas-steiermark.at,  
Telefon: 0676 88 01 56 55; **Layout und Gestaltung:** Kristina Kurre – MitKa **Illustrationen:** Lena Wurm (Autor:innen) **Repro und Druck:**  
Druck Styria GmbH & Co KG



**Jetzt erst recht! statt rechts.**

Auch wir sind von den Sozialkürzungen durch die FPÖ-ÖVP-Landesregierung betroffen. Obwohl uns das die Sprache verschlägt, werden wir nicht verstummen. Wir bleiben laut. Und wir bitten dich: Kauf uns, damit unsere Stimme für kulturelle Vielfalt weiterhin gehört wird, damit unsere soziale Initiative überleben und wir die Existenz unserer Megaphon-Verkäufer:innen sichern können.

Das Megaphon liefert als Straßenmagazin gesellschaftskritische Inhalte & fördert kulturelle Vielfalt. Der Verkauf des Magazins bietet Menschen in prekären Lebensverhältnissen, die Möglichkeit niederschwellig Geld zu verdienen. Die Hälfte des Verkaufspreises von 3,40 Euro bleibt den Verkäufer:innen.  
[www.megaphon.at](http://www.megaphon.at)



Das nächste  
Megaphon  
erscheint am  
**01.09.2025**



**Weil da noch mehr  
wachsen muss.**

**Wir helfen.**



**Jetzt  
spenden!**

**Caritas  
&Du  
Wir helfen.**

Wo Nahrung wächst, können  
Menschen wachsen.  
[caritas.at](http://caritas.at)





# Die Besten im Bett\*

\*Unser Slogan "Die Besten im Bett" ist nicht einfach ein cooler Sager,  
denn es ist selten verkehrt der Natur zu vertrauen.  
Drum bette Dich auf den besten Materialien, die uns die Natur zum Betten gibt.



Komm zu uns nach Schrems und probiere unsere Betten in der GEA-Akademie  
oder im GEA-Hotel zur Sonne! Wenn du dich zum Kauf von einem Bett/Matratze  
entscheidest, bekommst Du den Preis von deiner Übernachtung zurück.